

Seit in Estland am 1. Juni die während der Corona-Pandemie geltende Quarantäne-Pflicht aufgehoben wurde und sich die Reise- wie die Veranstaltungsregeln lockerten, war klar: Das Musikfestival in Pärnu würde stattfinden. „Ich habe nie darüber nachgedacht, das Festival komplett abzusagen“, sagt der Dirigent Paavo Järvi, der es seit zehn Jahren leitet. „Absagen ist momentan das Leichteste auf der Welt. Ich dachte: Entweder machen wir es nur im Internet, oder wir machen Kammermusik – aber die ganze Saison abzusagen, das ist defätistisch.“

Nun verläuft das Infektionsgeschehen in Estland seit Wochen so günstig, dass das Leben in Geschäften, Restaurants und Konzertsälen aussieht, als habe es nie eine Pandemie gegeben. Manche Esten reden von der „Corona-Zeit“, als sei sie vorbei. Veranstaltungstechnik ist das, was gerade in Pärnu passiert, weitaus gewagter, als es die Vorhaben der Salzburger Festspiele sind. Es grenzt entweder an Leichtsinn oder an ein Wunder: Ein Musikfestival findet statt, mit einem Orchester im Zentrum, das dicht an dicht auf dem Podium sitzt und aus dieser Dichte spielerische Funken schlägt, so dass die beste Musik dabei entsteht, die man derzeit überhaupt hören kann. Und das Publikum im modernen Konzertsaal des estnischen Ostseebads sitzt ebenfalls dicht an dicht, ohne Masken im Gesicht, allenfalls mit desinfizierten Händen, und hört gebannt, glücklich, manchmal fassungslos zu.

Die Angst, sich anzustecken, verfliegt in seligen Momenten, wenn man erlebt, wie Paavo Järvi Beethoven dirigiert. Das macht ihm derzeit keiner nach. Das ziemlich rechtwinklige, starre Hauptthema im Kopfsatz des ersten Klavierkonzerts federt vom ersten Takt an: ein Marsch voller Grazie, freundlich, biegsam, zugewandt. Allein die Arbeit mit den Hörnern wäre eine eigene Betrachtung wert: Wie sie gereizt schnarren können, sich dann wieder zärtlich an Streicher und Oboen anschmiegen – das ist gestalterische Virtuosität im Detail, die Kenntnis und jahrelange Erfahrung verrät. Paavo Järvis Zyklus aller Beethoven-Symphonien mit der Deutschen Kammerphilharmonie Bremen ist noch immer unübertroffen. Was er dort an Erkenntnissen erworben hat, überträgt er hier höchst effektiv auf die Streicher der Tallinn Sinfonietta und die Bläser des Estonian Festival Orchestra.

„Im Grunde ist doch alle Musik *parlando* zu spielen“, sagt Järvi und meint damit, dass sie sprechen müsse. Der Solist Kalle Randalu mischt sich aufgeweckt und zu Scherzen aufgelegt in die orchestralen Gespräche. Dieses frühe Beethovenkonzert wurzelt – besonders in seinem Finale – ganz in einer Kultur dichter Konversation, die auf Verblüffung, Bonmots, Provokationen und Begütigungen angelegt ist und die hier in Pärnu zwischen Järvi und Randalu lebendigste Gegenwart wird.

Paavo Järvi hat das Estonian Festival Orchestra ins Zentrum seines vor zehn Jahren gegründeten Festivals gestellt. Erste CDs beim Label Alpha Classics sowie Tourneen durch Europa und nach Japan haben bewiesen: Dieses Orchester, das höchstbegabte Musiker aus vielen Ländern vereint, hat jetzt das Niveau, wie es das Lucerne Festival Orchestra oder das Mahler Chamber Orchestra unter der Leitung von Claudio Abbado einmal hatten. Järvi und Abbado sind insofern ein ähnlicher Dirigententyp, als sie die Kommunikation unter den Musikern zulassen und sogar anregen, statt sie auf ihre eigene Position zu zentralisieren. Zudem hat Järvi eine exzellente, gewiss durch den Vater Neeme Järvi geschulte Technik: Knapp,



Wo sind die estnischen Weltklassemusiker?, fragt Paavo Järvi. Vielleicht beantworten die jungen Musikerinnen des Festival-Orchesters von Pärnu die Frage.

Foto Kaupo Kikkas

Die Jugend braucht Mut

Der Dirigent Paavo Järvi macht Estland zum Exzellenzzentrum für Orchesterkultur, doch er sorgt sich um die Zukunft der Musik.

Von Jan Brachmann, Pärnu

präzise, sicher im Stand (er hält die Füße still) und wirksam.

Das Festival in Pärnu ist derzeit einer der wenigen musikalischen Gründe, überhaupt nach Estland zu fahren. Die Opernhäuser in Tallinn und Tartu strahlen kaum über ihre Region hinaus. Das Tallinner Opernhaus wird zudem derzeit von einem Skandal um seinen Intendanten Arivar Mäe erschüttert, gegen den ein Ermittlungsverfahren wegen sexueller Übergriffe und Herabwürdigungen von Mitarbeiterinnen eingeleitet wurde. Das Land beirraucht sich an der Verehrung für den Komponisten Arvo Pärt, dem der Staat für mehr als acht Millionen Euro schon zu Lebzeiten einen Schrein in Gestalt eines Arvo-Pärt-Zentrums errichtet hat. In der Stadt Rakvere, wo Pärt seine Kindheit verbrachte, soll die zum Fitness-Studio entremdete Pauluskirche in einen Arvo-Pärt-Konzertsaal umgebaut werden: ein weiteres Monument nationaler Kunstreligion. So schön diese Begeisterung scheint – sie

trübt erheblich: Denn die Jugend sieht darin für sich keine Perspektive mehr. Von der Georg-Ots-Musikspezialschule und vom Tallinner Musikgymnasium entschließen sich kaum noch Schüler zu einem Musikstudium. Sie haben das Vertrauen in den Betrieb verloren. „Ich weiß“, sagt Paavo Järvi, „und das macht mir große Sorgen. Wir haben nicht nur in Estland, sondern weltweit das Problem, dass besonders Männer nicht mehr die Musik zum Beruf machen wollen. Frauen gehen verstärkt auf die Hochschulen, was großartig ist. Aber Männer haben das Gefühl, sie könnten als Musiker keine Familie mehr ernähren. Und das ist traurig. Wir versuchen hier in Pärnu, die Hochbegabten mit Stipendien, Kursen und Kontakten zu fördern, sie zu ermutigen, der Musik ihr Leben zu widmen. Wir wollen die nächste Generation von Musikern erschaffen.“

Järvi, der in Estland geboren wurde, in den Vereinigten Staaten seine Familie hat und gerade als Chefdirigent das Zürcher Tonhalle-Orchester befehligt, ist Kosmopolit und Kulturpatriot zugleich. „Dieses Festival ist in Estland verwurzelt. Ich kann und will es nicht woandershin verpflanzen. Aber bei dem ganzen musikalischen Reichtum dieses Landes habe ich doch das Gefühl: Es fehlt uns an wirklich großen Sängern. Zwei, drei mag es geben. Aber für ein Land, das sich selbst als singende Nation versteht und von dem die singende Revolution ausging, ist das einfach zu we-

nig“, betont Järvi, der selbst nicht verstehen kann, warum ein Land, das jahrhundertlang nur als Kulturland ohne Staat überleben konnte und mit Gesang die Sowjetunion in die Knie zwang, den weltweiten Musikbetrieb kaum mehr mitbestimmt. „International dominieren lettische, finnische und schwedische Sänger. Wo aber sind die Esten?“, fragt er leidenschaftlich. „Wir haben so ausgezeichnete Musiker im Land – aber wo ist der estnische Weltklassegeiger? Wo der Weltklasse-cellist? Wo ist ein estnisches Orchester von Welttrag? Daran müssen wir hier arbeiten.“

Triini Ruubel, die junge Geigerin, die derzeit mit dem Konzertmeister Florian Donderer am ersten Pult im Orchester sitzt, ist so eine Hochbegabung: Sie verfügt über Schwung, einen glänzenden Ton, Reaktionsschnelle, charismatische Ausstrahlung. Genauso der junge Cellist Theodor Sink, der sich durch Kraft, Ausdauer, gezielte Phrasierung und schnelle Auffassungsgabe auszeichnet. Sich in der Welt durchzusetzen wird für sie nicht leicht werden. Aber Järvi will etwas für solche Hochbegabungen tun. Für sein Orchester wünscht er sich, nicht nur eingeladen zu werden, „weil es irgendwo auf der Welt ein baltisches Thema gibt – sondern weil das Ensemble anderen Spitzenorchestern gleichwertig ist. Das ist mein Langzeitziel.“ Und Järvi ist dabei gleichermaßen ausdauernd wie sprintstark.

„Man ist da ganz auf sich selbst zurückgeworfen“, sagt Carsen Seiffarth, Kurator der Singuhr-Projekte. Klangkunst sei nicht übertragbar. Jeder Besucher trage seine eigene Geschichte, seine eigenen Empfindungen und Interpretationen in den Raum. Sam Auinger lächelt: „Eigentlich ist die Klangkunst eine Liebeserklärung an die Authentizität des Individuums.“

Im letzten Stück verdichtet sich der Klang so stark, dass man glaubt, man werde überfahren. Es sind nur wenige Sekunden, die plötzlich große Angst vor dem Leben und dem nahenden Tod erzeugen, und doch ist der massive Klang kaum auszuhalten – bis er abrupt abbricht. Vor der Halle am Berghain steht eine lange Schlange. Viele junge Menschen sind zu sehen, die vorschriftsmäßig Abstand voneinander halten und sich die Installation anhören wollen. Natürlich ist das nicht vergleichbar mit dem Massenandrang, zu dem es allwöchentlich kam, als der Technoclub noch geöffnet war. Es ist bloß eine zarte Erinnerung an eine unbeschwerte Zeit, in der niemand an eine Pandemie dachte und die Jüngeren unseren bedenkenlosen Tanz auf dem Vulkan höchstens durch die Teilnahme an Freitagsdemonstrationen gegen den Klimawandel reflektierten.

Die Leute wollten ihr normales Leben zurück, das höre er immer wieder, sagt Sam Auinger. Aber das sei eine falsche Annahme: „Diese Normalität ist nicht mehr zu kriegen.“ Nun sei es an uns, an einen kreativen Umgang mit unserer neuen Realität zu lernen. HANNAH BETHKE

„Eleven Songs“ des Künstlerduos Tamtam (Sam Auinger und Hannes Strobl) ist noch bis zum 2. August in der Halle am Berghain zu erleben.

aber der Besucher selbst. „Man ist da ganz auf sich selbst zurückgeworfen“, sagt Carsen Seiffarth, Kurator der Singuhr-Projekte. Klangkunst sei nicht übertragbar. Jeder Besucher trage seine eigene Geschichte, seine eigenen Empfindungen und Interpretationen in den Raum. Sam Auinger lächelt: „Eigentlich ist die Klangkunst eine Liebeserklärung an die Authentizität des Individuums.“

Im letzten Stück verdichtet sich der Klang so stark, dass man glaubt, man werde überfahren. Es sind nur wenige Sekunden, die plötzlich große Angst vor dem Leben und dem nahenden Tod erzeugen, und doch ist der massive Klang kaum auszuhalten – bis er abrupt abbricht. Vor der Halle am Berghain steht eine lange Schlange. Viele junge Menschen sind zu sehen, die vorschriftsmäßig Abstand voneinander halten und sich die Installation anhören wollen. Natürlich ist das nicht vergleichbar mit dem Massenandrang, zu dem es allwöchentlich kam, als der Technoclub noch geöffnet war. Es ist bloß eine zarte Erinnerung an eine unbeschwerte Zeit, in der niemand an eine Pandemie dachte und die Jüngeren unseren bedenkenlosen Tanz auf dem Vulkan höchstens durch die Teilnahme an Freitagsdemonstrationen gegen den Klimawandel reflektierten.

Die Leute wollten ihr normales Leben zurück, das höre er immer wieder, sagt Sam Auinger. Aber das sei eine falsche Annahme: „Diese Normalität ist nicht mehr zu kriegen.“ Nun sei es an uns, an einen kreativen Umgang mit unserer neuen Realität zu lernen. HANNAH BETHKE

„Eleven Songs“ des Künstlerduos Tamtam (Sam Auinger und Hannes Strobl) ist noch bis zum 2. August in der Halle am Berghain zu erleben.

Ein Gefühl, als würde man überfahren

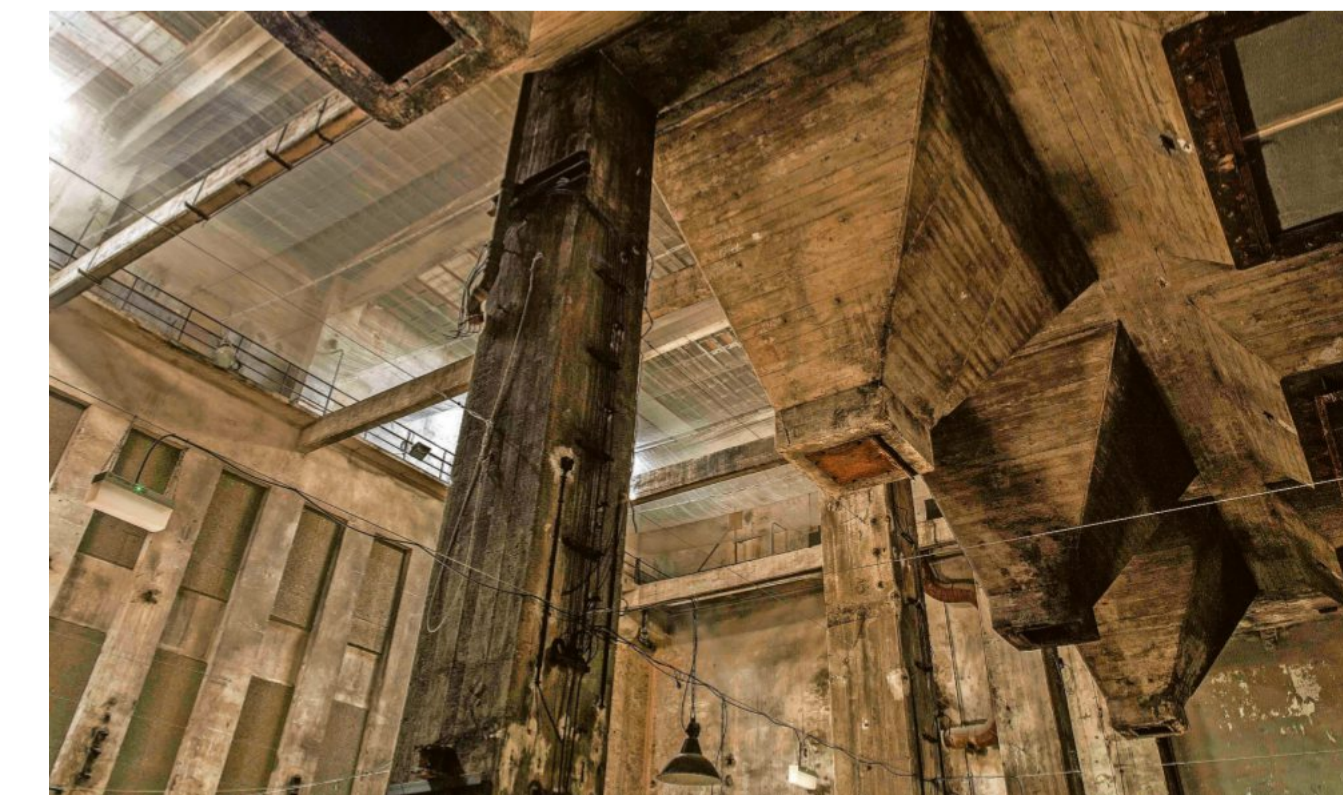
Hören statt tanzen: Die Halle im Technoclub Berghain zeigt eine eindrucksvolle Klanginstallation des Künstlerduos Tamtam

Man betritt den Raum und erfährt am ganzen Körper, was einem schon so lange gefehlt hat. Der Klang in der Halle im Berghain umschließt die Hörerin, als wäre sie im inneren Kern eines großen Instruments. Der Körper ver wächst mit dem Boden und gibt sich unweigerlich den Schallwellen hin, die durch alle Poren strömen. Jegliche Anspannung fällt ab. Die Bässe brummen durch die große Kesselhalle, die einst zum sozialistischen Fernheizwerk unweit des Berliner Ostbahnhofs gehörte.

Nebenan befinden sich die Clubräume des Berghains, das nun schon seit Monaten geschlossen ist. In dieser Klanginstallation wird kein Techno gespielt. Aber der körperliche Impuls ist, zu tanzen, sich mit den Klängen zu wiegen und die globale Krise für einen Augenblick zu vergessen.

Den Künstlern Sam Auinger und Hannes Strobl, die den Klangraum eigens für die Halle am Berghain konzipiert haben, ist mit ihrer Komposition Großes gelungen. Nähert man sich den Säulen im Raum, ist es, als würde aus ihnen der Klang kommen. Für Synästhetiker, die jeden Klang als Farbe oder Form sehen, ist diese Installation ein visuelles Feuerwerk: Detailreiche Schraffuren mischen sich mit großflächigen Farbkompositionen und komplexen Figuren, die durch die raumfüllenden Töne erzeugt werden. Das Begehen ist eine körperliche Erfahrung, die wir seit Corona aufgrund der geschlossenen Tanzräume kaum noch machen können. „Es geht darum, mit den Ohren zu denken“, erklärt Sam Auinger im Gespräch. Das erzeuge ganz neue Bilder: „Der Raum wird psychotropisch.“

Die Kunst des Künstlerduos „Tamtam“ ist keine Flucht vor der Welt. Dass sich zum Beispiel immer wieder Geräusche von der Straße in den Klang mischen, ist



Der Raum wird zum Instrument: Die Kesselhalle neben den Clubräumen des Berghains

Foto Roman März

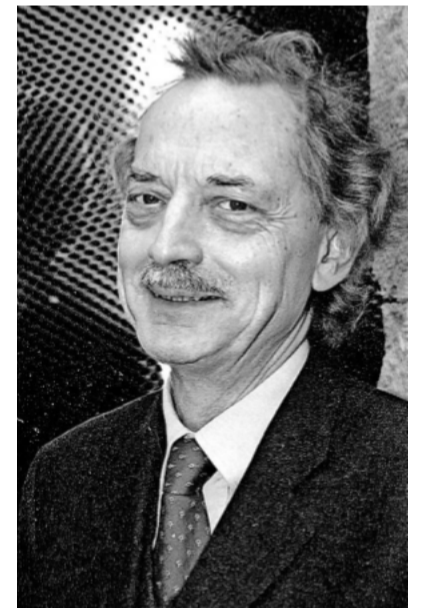
Geheimer Bewegter

Dem Verleger Gerd Giesler zum Achtzigsten

„Keine Offenheit mehr, dafür Öffentlichkeit. Im Zeitalter der Öffentlichkeit hört die Offenheit auf und beginnt das Geheimnis“, heißt es in den Tagebüchern Carl Schmitts, an deren Veröffentlichung Gerd Giesler seit mehr als zwanzig Jahren gearbeitet hat. Wer wie schon früh von dem Staatsrechtler in die Abgründe von Politik, Ästhetik und Geschichte eingeführt wurde, hat dort wahrscheinlich auch vieles gelernt, was einen großen Verleger ausmacht: die unbändige Neugierde auf Stoffe und Menschen, den Blick für kuriose Themen aller Wissensgebiete und eine souveräne Äquidistanz zu Publikums geschmack und Autoreneitelkeiten.

Nach Kindheit und Jugend in Plettenberg ging Giesler nach Berlin und schloss das Studium der Chemie mit einer Promotion über Acetylenverbindungen ab. So entstand seine besondere Fähigkeit, methodische Strenge mit dem experimentellen Blick zu verbinden und jedes Buch als Versuchsanordnung zu begreifen. Beim Verlag Chemie in Weinheim war er ab 1969 formal Lektor und Prokurist, im Hauptberuf aber Grenzgänger. Während Giesler die DFG-Kommission für Maximale Arbeitsplatzkonzentrationen betreute oder Gerd Wedlers „Lehrbuch der Physikalischen Chemie“ auf den Weg brachte, erweiterte er den Verlag um eine geisteswissenschaftliche Sparte.

Im Schutz guter Beziehungen zur chemischen Industrie öffnete er die angestaubte Wissenschaftsgeschichte zur Ideen-, Kultur- und Bildgeschichte, als die späteren Verkünder der entsprechenden „turns“ noch mit ihren Vokabeln beschäftigt waren. Für „Die wundersamen Reisen des Caspar Schmalkalden nach West- und Ostindien 1642–1652“, einen Band mit Briefen Sophie Brentanos oder Peter Scheiberts Studie über Lenin bedurfte es gewiss hintergründiger Überredungskunst. Für aufwendige Faksimile-Ausgaben wie jene von Ernst Haecckels „Monographie der Medusen“ baute Giesler auf sein Modell der Kommerziellen Koordinierung: Er besorgte den Leipziger Verla-



Gerd Giesler

Foto Jürgen Querbach

gas das in der DDR nicht zu beschaffende Papier, dafür sicherte er sich die Rechte an der West-Auflage.

Die intensiv gepflegten Kontakte in den Osten sollten sich auszahlen. Nach der Wende fädelt Giesler für den Verlag Chemie die Übernahme des Berliner Akademie Verlags ein, den er fortan leitete. In der Aufbruchsstimmung der neunziger Jahre setzte er Großvorhaben ins Werk, die heute die Grundlage ganzer Forschungsweige sind. Gibt es ein schöneres Zeichen für die Einheit der Stadt als die Fortführung der Marx-Engels-Gesamtausgabe und die Neugründung der „Deutschen Zeitschrift für Philosophie“? Und ein besseres für die schöpferische Wiedervereinigung gebrochener Traditionen als die hinreißende Ausgabe der „Gesammelten Schriften“ Aby Warburgs? Heute feiert Gerd Giesler, das Zentrum vieler Kreise, die voneinander nur durch ihn wissen, seinen achtzigsten Geburtstag. FLORIAN MEINEL

Johnson-Preis an Irina Liebmann

Irina Liebmann bekommt den diesjährigen Uwe-Johnson-Preis. Die 1943 in Moskau geborene Schriftstellerin, die 1945 mit der Familie nach Ostberlin zog, empfängt die mit 20.000 Euro dotierte Auszeichnung für ihren im Frühjahr erschienenen Roman „Die Große Hamburger Straße“. Der Johnson-Preis wird seit 1994 alle zwei Jahre verliehen; zuletzt erhielt ihn 2018 Ralf Rothmann. Die Verleihung findet am 9. Oktober in der Landesvertretung von Mecklenburg-Vorpommern in Berlin statt. F.A.Z.